



Meer

das

Über

Mit Syrern auf der
Flucht nach Europa.
Eine Reportage.

von Wolfgang Bauer

*(erschieden in edition subrkamp,
2014, Auszüge)*

Der Strand II

„Lauft, ihr Hurensöhne!“,
ruft der Bursche, dem noch kein Bart wächst und der mit dem Stock auf uns eindrischt.

„Lauft!“

Der Strand ist flach und sandig. Als wir ihn endlich erreichen, bekommen wir den Befehl, uns auf den Boden zu legen. Die Treiber teilen uns in drei Gruppen zu je zwanzig Flüchtlingen auf, dazwischen jeweils einige Meter Abstand. Hussan ist so unbeweglich, dass er sich nicht schnell genug niederknien kann, sein Bruder zieht ihn an seiner Jacke nach unten.

Der Strand ist der gefährlichste Abschnitt auf der Flucht nach Europa. Der Strand zieht Aasfresser an. An ihm begegnen sich Räuber des Landes und des Meeres. In diesem Moment sind wir am verwundbarsten. Flüchtlinge werden am Strand oft von Banditen überfallen, verprügelt und ausgeplündert. Manchmal sind es auch die Schmuggler, die, unzufrieden mit ihren Provisionen, ihre Passagiere gleich selbst ausrauben. Die Küstenwache kann zudem jederzeit auftauchen, vom Wasser her oder vom Land, mit Hunden. Mächtige Fabriken hüllen die Gegend in gleißendes Licht. Die Bucht von Abukir. Einer der größten ägyptischen Industriehäfen. Hinter uns, auf der Festlandseite, strahlt es infernalisch in Rot und Orange und Gelb. Das Meer vor uns ist erleuchtet von den Signallampen der auf Reede liegenden Frachtschiffe. Rauch in grellen Farben zieht über unsere Köpfe hinweg.

„Du Vater aller Waisen“, ruft Alaa im Überschwang aufs Wasser hinaus. Amar spricht mit seiner Frau. „Wir sind am Meer“, sagt er im Sand liegend, „ich weiß nicht, wie lange ich noch telefonieren kann. Wenn du nichts mehr hörst, haben wir es geschafft.“ Tatsächlich rasen zwei Motorboote auf uns zu. Die jungen Männer unter den Flüchtlingen laufen als Erste los, greifen nach dem Rumpf des vorderen Bootes, versuchen, sich hinaufzuhangeln, fallen herab und versuchen es erneut. Amar bleibt zurück, ist wie gelähmt, er hat Angst vor Menschenmengen, will als Letzter einsteigen, aber die Letzten werden oft am Strand zurückgelassen. Zum Glück entdeckt uns die Besatzung des zweiten Bootes. Bis zur Brust müssen wir ins Wasser waten, um den Kahn zu erreichen. Ich drücke den dicken Rabea hinauf, während einer von oben zieht, dann wird mir eine Hand entgegengestreckt, ich ergreife sie, sie reißt mich hoch, schleift mich übers Deck, wo Amar bereits atemlos liegt. Neben uns hockt Bissan, das Mädchen mit Diabetes. Sie sieht zum Ufer und heult und schreit. Ihre Stimme kippt und übertönt sogar den Motor.

Ihre Mutter steht in den Wellen, in ihrem schwarzen Hidschab. Sie hebt die Arme aus dem Wasser. Sie ruft dem Boot hinterher, das die Männer bereits in Richtung Meer lenken. Der Rucksack mit den Insulinspritzen treibt in der Brandung, eine Welle hat ihn Bissan aus der Hand gerissen. Oft werden Familien beim Einschiffen getrennt. Immer wieder erreichen Kinder Italien ohne ihre Eltern. Einmal auf dem Schiff gibt es kein Zurück. Der Bildhauer, der zuletzt zu uns in die Wohnung gezogen ist, hat ihnen versprochen, Bissan durch die Brandung zu tragen. Weil er wochenlang bei der Familie gelebt hat. Weil er als einer

von ganz wenigen eine Schwimmweste besitzt. Doch dann hat er das Mädchen einfach ins Wasser gesetzt. Er riskiert ihren Tod, um selbst einen Platz im ersten Boot zu ergattern.

Die Besatzung des zweiten Bootes hat sie an Bord geholt, aber sie haben die Mutter vergessen.

Das Kind schreit auf dem Deck so laut, dass die Männer umkehren, fluchend, die Mutter heraufziehen, das Insulin mit einem Stock aus dem Wasser fischen. Den Rucksack, der dem Mädchen das Leben bedeutet, drücken sie ihr ruppig in den Arm.

Dann jagen wir aufs Meer hinaus, Gischt fegt über uns hinweg. Wir hören, wie der Kiel aufs Wasser klatscht und wie das Mädchen immer noch schreit, völlig außer sich. Die Schmuggler brüllen es an, Mutter und Schwester reden beruhigend auf es ein. Amar rutscht an Bissan heran und fragt: „Hast du Angst?“ „Nein“, sagt sie, allmählich ruhiger werdend, „ich darf keine Angst haben. Wenn ich Angst habe, tötet mich der Zuckerschock.“

Die Küste wird langsam zu einem schmalen Saum am Horizont. Das Boot ist nicht ganz voll, wir sind nur zu neun, am Strand haben sich alle auf das erste gestürzt. Ein Crew-Mitglied hält am Bug Ausschau, einer sitzt am Motor, neben ihm steht der Anführer aufrecht am Ruder, hält Kurs aufs offene Meer, doch bald flucht er in sein Handy.

„Wo ist der Hurensohn jetzt?!“, ruft er den anderen zu.

Er versucht vergeblich, den Kapitän des Mutterschiffes zu erreichen. „Er hat gesagt, er sei in fünfzehn Minuten auf seiner Position!“ Doch mit einem Mal beginnt der Außenbordmotor zu stottern, er röchelt, spuckt Wasser und erstirbt. Mit einem Mal ist es um uns herum sehr still.

Die Flüchtlinge schauen auf die Crew. Die Männer werfen den Anker aus, versuchen, den Motor erneut zu starten, ziehen den Anlasser, sie ziehen und ziehen. Der Anführer öffnet die Motorluke, ein anderer ruft den Kapitän des ersten Motorbootes an, das lange parallel zu uns fuhr, uns schließlich überholte und im Dunkeln verschwand. Er solle seine Passagiere absetzen und dann umkehren, um uns zu bergen.

Dann springt der Motor plötzlich an.

Wieder jagt das Boot über Wellenkämme. Der Mann, der am Bug den Ausguck macht, sagt, er habe das Mutterschiff entdeckt. Höchstens fünf Minuten noch, dann seien wir in internationalen Gewässern, wo uns der ägyptische Küstenschutz nichts mehr anhaben könne. Einer der Schmuggler geht übers Boot und verlangt, wir sollen ihm alle ägyptischen Pfund geben. „Die braucht ihr ja sowieso nicht mehr.“

„Das ist es!“, zeigt er kurz darauf auf die vielen Lichter im Meer. Irgendwo dort sei das Mutterschiff. Amar liegt auf dem Rücken, die Hände hinterm Kopf, und sieht sanft lächelnd in den Himmel. Er hat vor der Abfahrt eine doppelte Dosis Xanax genommen. Rabea lacht, reckt die Fäuste, klopft Amar auf die Schenkel, er strahlt. Wir denken zum ersten Mal: Wir haben es geschafft. Uns Reportern geht es ähnlich, wir können unsere Gefühle kaum noch von denen der Flüchtlinge trennen. Italien ist zum Greifen nahe, Schweden, Deutschland, das neue Leben, die Träume, seit Monaten zurechtgelegt – als das Boot auf eine Insel zudreht und die Schleuser uns von Bord stoßen.

oben: Syrische Flüchtlinge verstecken sich auf der vor Alexandria gelegenen Insel Nelson Island. unten: Eine Gruppe syrischer Flüchtlinge blickt dem überfüllten Schmugglerboot nach, das vom Ufer der kleinen Insel absetzt.





unten: Syrische Flüchtlinge, die von der ägyptischen Marine auf Nelson Island in Haft genommen wurden. oben: Anas Abduldayem (links) wurde von der ägyptischen Marine festgenommen, als er versuchte, Ägypten illegal zu verlassen.

Einer nach dem anderen fallen wir ins Wasser.

„Ich weiß nicht, was mit uns passiert, Rolanda“, sagt Amar wenig später am Telefon zu seiner Frau, zum Glück ist das Handy nicht nass geworden. „Wir sind auf einer Insel. Die Schiffe sind weg. Ich weiß nicht, was die planen.“

Die Passagiere des ersten Motorbootes wurden ebenfalls hier abgesetzt, wir treffen wieder auf Alaa und Hussan und Asus. Ihnen wurde von der Crew gesagt, die Boote würden uns gleich wieder abholen. In Gruppen lassen wir uns auf einer Hügelkuppe nieder. Die meisten beben vor Kälte, sind durchnässt und dem Wind ausgesetzt. Alaa packt große Plastiktüten aus, legt sich auf das Buschwerk, das hier überall wächst, zieht sich die Tüte bis zur Brust über die Beine und seinen Bauch. Amar macht es ihm nach, zieht dazu noch die Kapuze ins Gesicht, sodass von ihm nur noch der Mund sichtbar bleibt. Ruhelos beharrt er Abu Hassan, den Schmugglerkönig, mit Anrufen. Der verspricht Amar, dass er neue Boote schicken wird.

Der Name der Insel ist Nelson Island, wie wir später erfahren. Ein hundert mal dreihundert Meter kleines Eiland. Hier hat der britische Admiral Nelson 1798 die französische Flotte unter Napoleon geschlagen. Als der Vollmond hinter den Wolken hervortritt, leuchten die Sandfelder in einem unwirklichen silbernen Licht. Als sei diese Insel nicht Erde und nicht Himmel. Eine Zwischenwelt, allem enthoben. Fast hat man beim Gehen das Gefühl, der Boden könne zerbrechen wie Glas.

Noch einmal kommen die Schmuggler, dieses Mal mit einem etwas größeren Boot. Alle Passagiere stürmen jetzt wieder voran, rennen ins Wasser, ohne viel Rücksicht aufeinander, stoßen sich vom schlammigen Grund ab, hängen sich an die Reling, alle gleichzeitig, alle auf derselben Seite, sodass das Boot in der Brandung zu kentern droht. Die Crew wehrt sich mit Stockschlägen, prügelt auf die Verzweifelten ein, um nicht selber unterzugehen. Amar bleibt mit der Familie von Bissan am Strand zurück, erneut seine Angst vor den Menschenmassen. Das Boot rast schwer beladen in Richtung offenes Meer, kehrt allerdings sogleich zurück. Wir am Strand verstehen nicht sofort, was passiert. Irgendetwas scheint schiefzulaufen.

Da sehen wir zwei Schnellboote der Küstenwache hinter dem Boot der Schmuggler. Zwei Schatten mit rot blinkenden Aufbauten. Die Flüchtlinge werden von den Schmugglern in die Brandung geworfen, getreten, geschlagen, Gepäck treibt im Wasser, wir laufen wieder vom Meer weg auf die Insel, in der verrückten Hoffnung, uns dort verstecken zu können.

„Es ist vorbei, oder?“, flüstert Amar mir in einem tiefen Graben zu, in dem wir uns mit vier anderen verbergen.

Gruppe für Gruppe zwingen uns die Soldaten aus unseren Löchern. Immer wieder wurden in der Vergangenheit Flüchtlinge bei der Verhaftung erschossen. Einige von uns verstecken sich hinter Felsen in der Brandung, bis es ihnen zu kalt wird und sie aufgeben. Die Familie von Bissan drückt sich in eine Bodenkuhle. Andere hatten nur Zeit, sich flach auf den Boden zu legen. Die Soldaten durchkämmen das Eiland mit Scheinwerfern. Sie nähern sich auch unserem Versteck, sie rufen, dass wir hervorkommen sollen.

Ich klettere mit Amar aus dem Graben, mit hoch erhobenen Händen, eblendet durch das Licht, wir gehen langsam auf sie zu, da feuern sie plötzlich aus zwei, drei Schnellfeuergehwehren Warnschüsse mit scharfer Munition. Wir fallen auf die Knie, sie brüllen Kom-

mandos, die ich nicht verstehe, Amar, der sonst immer übersetzt, ist erstarrt, sie zwingen uns in eine Reihe, die Köpfe nach unten gebeugt, Demutshaltung. Die Ausweispapiere, sofern wir welche haben, müssen wir auf unsere Köpfe legen. Einzelnen treten sie mit Stiefeln in den Rücken.

So endet der Traum dieser Nacht.

„Habt ihr etwa geglaubt, ihr wärt schon auf Sizilien?“, lacht der Offizier auf dem Kommandoschiff, das uns zurück in den Hafen fährt. Er ist mit sich zufrieden. Er wird einen Bonus oder eine Belobigung bekommen.

S. 67 – 68

Der Abschied II

Das Meer liegt schwarz hinter dem Fenster von Platz 8A. Die Maschine der Turkish Airlines hat Alexandria kurz vor Mitternacht verlassen. Mein Abschiebeflug.

Die Handschellen sind Stanislav Krupar und mir erspart geblieben. Polizisten brachten uns aus unserer Zelle im Gefängnis in eine Zelle im Flughafen. Auf einer Kartonunterlage lag ein zierlicher Junge aus Bangladesch auf dem Boden, der wie wir auf seine Abschiebung wartete. Er zitterte am ganzen Körper, an irgendeiner Infektion erkrankt. Unsere Papiere händigte man uns am Abflug-Gate aus. In Sekundenschnelle haben diese Papiere aus uns andere Menschen gemacht. Von Häftlingen, die wir bis eben waren, verwandeln wir uns in Privilegierte mit Vielflieger-Status. Zu Bewohnern des Elysiums, das Europa heißt. Bewegten wir uns bis eben nur auf wenigen Quadratmetern, steht uns die Welt jetzt wieder offen. Ich halte in meiner Hand den bordeauxroten Pass, in dessen Schutzkartonage „Europäische Union“ eingestanzt ist. In Gold.

Sanft abgedämpfte Lichtschienen leiten uns hinein in die Maschine, die von heiterer Musik erfüllt ist. Die Luft ist parfümiert. Das Lachen eleganter Stewardessen begrüßt uns. „Wollen Sie Tee oder Kaffee?“ Alle Strukturen, die uns bisher am Passieren der Grenze hinderten, unterstützen uns jetzt, locken uns sogar mit Werbeplakaten und Schnäppchenpreisen. Alles, was uns vormals aufhielt, dient nun dazu, uns so rasch wie möglich an unser Ziel zu bringen. Nach dem Start presse ich meine Wange ans Bullauge. Ich bin sehr müde. Schau lange aufs Meer. Ich sehe unter mir diese vielen kleinen Lichtpunkte, die Fischerboote sind. Eines davon ist vielleicht jenes Schiff, das wir vergeblich zu erreichen versuchten. Das Mittelmeer, das für so viele unüberwindbar ist, das für so viele den Tod bedeutet, überqueren wir dösend und ganz mühelos – für mich in dieser Nacht ein zutiefst obszönes Gefühl.

Wir kehren in unsere Heimat zurück, Stanislav nach Prag, ich nach Reutlingen in Süddeutschland. Doch wir bleiben mit unseren ehemaligen Mitflüchtlingen in Kontakt.

Amar, Alaa und Hussan haben das Schlimmste noch nicht hinter sich. Der wahre Albtraum steht ihnen erst noch bevor.

Die Krise in Nahost, die die Menschen übers Meer nach Europa treibt, verschlimmert sich in den nächsten Wochen. Die alten Kriege werden blutiger, und neue Kriege lodern auf.